

Neue Ziele für die Kalaschnikow

Krisenjahr 1996: Beginn einer Epoche regionaler Konflikte, bei denen die kulturelle Identität eine Triebfeder ist

Von Josef Joffe
Weltpolitik 96 war nicht mehr Weltpolitik, sondern eine Reihe von scheinbar zusammenhangslosen Dramen und Krisen, Desastern und Kriegen. Weltpolitik, das war der 40jährige Kalte Krieg, das Duell zwischen den beiden Großen, das weltumspannend und weltbestimmend ausgetragen wurde: von Berlin bis Havanna, von Angola bis Afghanistan, von Mittel- nach Fernost. Wo die beiden Giganten nicht direkt in die Arena stiegen, ließen sie Stellvertreter für sich kämpfen. Dies ist Vergangenheit, weil es die Sowjetunion nicht mehr gibt. Der überragende Champ aus Amerika kann schwerlich gegen sich selbst antreten, und deshalb füllt sich der Ring seit 1990 mit kleineren, eher unvertrauten Gestalten. Wer kannte vor dem Kollaps der Sowjetunion ein Land namens Tschechien? Oder Landstriche wie Slowenien? Mit Ruanda und Zaire verbanden sich allenfalls vage Vorstellungen. Nur ein vertrauter Konflikt blieb aus der Zeit des Kalten Krieges übrig: der nahöstliche.

Das Jahr 1996 gehörte dem Versuch, Konflikte zu befrieden, denen der gemeinsame Nenner fehlt. Was hatte Zaire mit dem Westjordanland, Sarajewo mit Grosny zu tun? Oder gab es doch eine Gemeinsamkeit: den Clash of Civilizations, den 'Kampf der Kulturen', dem der Harvard-Politologe Samuel Huntington 1996 ein ebenso beachtetes wie umstrittenes Buch gewidmet hat? Huntingtons Argumentation geht dahin, daß ein neues Zeitalter internationaler Politik angebrochen sei. In früheren Jahrhunderten hätten hauptsächlich Staaten gegeneinander gekämpft. In unserem Jahrhundert seien die Hauptkonflikte dann zwischen den Ideologien verlaufen, zwischen Demokratie, Faschismus, Bolschewismus. In der jetzigen, dritten Epoche, so Huntington, seien (religiös gefärbte) Kulturen wie Islam, Konfuzianismus, Orthodoxie, Hinduismus die Trieb-

kräfte. Ganz knapp: The West Against the Rest - oder auch umgekehrt: alle anderen gegen den Westen.

Tatsächlich entdeckt man bei allen Konflikten des Jahres 1996 eine Kulturkampfkomponente. In Bosnien kämpften drei religiöse Gruppen - Katholiken, Orthodoxe, Muslime. In Tschechien verließ die Kampflinie zwischen muslimischen Einheimischen und russisch-orthodoxen Invasoren. In Zentralafrika standen hinter Massenmord und Vertreibung zwar keine religiösen, aber ethnische Impulse. Im Nahostkonflikt ist die Kulturkampf-Komponente ganz offenkundig: Zwischen Juden und Arabern geht es um nationale Identität, um religiöse Symbole, manifestiert in Jerusalem, um die Vorherrschaft einer Kultur, der islamischen, im gesamten Territorium zwischen Jordan und Mittelmeer.

Demnach wäre der Kampf der Kulturen also die Zukunft? Aber ist er wirklich das neue Phänomen, das die alten Triebfedern internationaler Politik ersetzt? Bei genauerem Hinsehen erkennt man, daß es auch andere, verteilte Komponenten gibt. Zum Beispiel im Bosnischen Krieg. Er war nicht in erster Linie ein Zusammenprall der Zivilisationen, wenn man bedenkt daß die diversen Kulturen bis Anfang dieses Jahrzehnts ganz verträglich zusammengelebt hatten. Er war es auch nicht mit Blick auf Zagreb und Belgrad. Vielmehr erkennt man im Gebaren des Slobodan Milosevic - und mit einigem Abstand des Kroaten Franjo Tudjman - ganz klassische hegemoniale Ambitionen, die durch den Zerfall des Tito-Imperiums freigesetzt wurden. Und die eigentlichen Ursachen reichen noch viel weiter zurück - bis an den Anfang dieses Jahrhunderts, als im Gefolge des Ersten Weltkrieges künstliche Staaten wie Jugoslawien geschaffen wurden.

Tschechien? Gewiß, auf der einen Seite kämpften christliche Russen, auf der

anderen muslimische Tschechen. Aber auch dieser Krieg, der im Herbst 1996 vorläufig durch russische Konzessionen kalmiert wurde, ist nicht neu. Er geht zurück auf das 19. Jahrhundert, als die Russen den Kaukasus eroberten und ein Volk nach dem anderen unterjochten. Nicht die Fremdartigkeit der Kulturen hat also diesen Krieg erzeugt, sondern es waren klassische Herrschaftsstrebungen auf der einen und klassischen Freiheitsstreben auf der anderen Seite. Solche Konflikte kennt man schon aus dem Peloponnesischen Krieg - als Athen Melos eroberte, weil die Melier sich nicht unterwerfen wollten.

Ruanda/Zaire? Eine Zivilisationsfehde zwischen Hutus und Tutsis kann logischerweise schon deshalb nicht entbrannt sein, weil beide im Sinne von Huntington zu ein und derselben Zivilisation, nämlich der afrikanischen, gehören. Statt dessen handelte es sich um einen 'archaischen' Konflikt, wie wir ihn seit Urzeiten kennen: zwischen Stämmen, erweiterten Familien sozusagen, die einst auch in Europa unter der Flagge der Valois, Lancasters und Habsburgs ihre Fehden um Land und Herrschaft austrugen.

Nahost? Das Modell des Kulturkrieges scheint hier noch am besten zu passen. Auf der einen Seite steht eine Kultur, die westlich, jüdisch, hochindustrialisiert ist. Auf der anderen Seite steht - ja, was? Da gibt es verwestlichte Palästinenser, die in Oxford oder Moskau studiert haben - und solche, die zwischen Muezzin, Olivenhain und Feudalherren aufgewachsen sind. Es gibt Terroristen, die den Juden allenfalls Gastrecht, jedenfalls keine nationale Existenz im Dar al-Islam, im Hause des Islams, zugestehen, aber auch Modernisten, die von einem High-Tech-Paradies in Gaza träumen. Zugleich gibt es Fundamentalisten auf jüdischer wie arabischer Seite, die ihren gemeinsamen Feind in der Moderne sehen. Aber im Ringen um den

Friedensprozeß ging es 1996 zuvörderst um die klassischen Streitfragen internationaler Politik: Wer bekommt was, wo und wieviel?

Nimmt man ein halbes Dutzend anderer Nahost-Konflikte hinzu, dann verkrümelt die Kultur-Komponente noch mehr. Iran gegen Irak, Syrien gegen Jordanien, Schiiten gegen Sunniten, ägyptische Hegemonialansprüche gegen die von Bagdad oder Damaskus. Dieses Kaleidoskop ergibt kein klares Bild, in dem neue zivilisatorische Konflikte die alten verdrängt hätten. Wenn es für die Konflikte des Jahres 1996 einen gemeinsamen Nenner gibt, dann den, daß sie mit Ausnahme der Verhärtung zwischen Israelis und Palästinensern, gekennzeichnet waren von realpolitischer Irrelevanz.

Tschechien, Bosnien, Zaire haben nicht die strategischen Interessen der Großmächte tangiert, sondern allenfalls deren moralische Sensibilität. In Tschechien hat sich der Westen jenseits von gut gemeinten Appellen an Jelzin überhaupt nicht eingemischt; Moskau bekam vom Westen, wenn auch verschämt, freie Hand. Der Grund war offenkundig. Der Westen hat keine eigenen Interessen in dieser Region, jedenfalls nicht solche, die eine riskante Intervention unterfüttern würden. Weil zwingende nationale Interessen fehlten, hat der Westen drei Jahre lang auch in Bosnien den neutralen Beobachter gespielt. Erst Schreckensmeldungen aus Srebrenica und Tuzla lösten das NATO-Bombardement und dann den Befriedungsprozeß von Dayton aus. Auch beim Völkermord in Ruanda 1994 war der Rest der Welt untätig geblieben. Im November 1996 aber rangen sich die Vereinten Nationen und die westlichen Großmächte zur humanitären Intervention mit insgesamt 11 000 Soldaten durch. Eine wundersame Wende, die niemand wirklich zu erklären vermag, ersparte ihnen allerdings den Einsatz. Plötz-

lich setzten sich Hunderttausende von Hutu-Flüchtlingen in Bewegung und kehrten in ihre ruandische Heimat zurück.

Fazit '96: In Tschetschenien herrschte am Ende des Jahres relative Ruhe, desgleichen in Bosnien, wo das Mandat der Friedensstruppe verlängert wurde. In Zentralafrika köchelte ein halbes Dutzend Konflikte weiter, aber

das schlimmste Flüchtlingselend schien beendet worden zu sein. Ist das Glas halb voll oder halb leer? Die Optimisten würden aus dem Jahre 1996 schließen, daß die Weltgemeinschaft inzwischen so real geworden ist, daß sie auch dort interveniert, wo keine realpolitischen Interessen auf dem Spiel stehen - siehe Bosnien, siehe Zaire. Doch die Pessi-

misten würden konstataieren, daß aus den Befriedigungs-Aktionen nur eines zu schließen ist: Frieden kommt erst dann, wenn die Kontinentalen - ob in Tschetschenien oder in Bosnien - sich erschöpft haben; und Friedenstruppen kommen erst, wenn die Risiken wie in Bosnien und Zaire gegen Null sinken. Und ganz harte Pessimisten könnten auf

den Nahen Osten zeigen: auf einen uralten Konflikt, der sich um einen uralten Kern - um Macht, Besitz und Ausschließlichkeit - dreht und wo zum Jahresende das alte Denken wieder lärmend in den Vordergrund trat. Nach drei Jahren Friedensprozeß standen die Zeichen der Zeit Ende 1996 wieder auf Krieg.